

zwingender Beweis für seine Richtigkeit nicht erbringen. Auch Roses Ausführungen sind, eben weil sie zu lückenhaft sind, nicht völlig überzeugend und somit bleibt die ganze Frage ein noch ungelöstes Problem. Damit soll aber die recht interessante und fleißige Arbeit als solche durchaus nicht abgelehnt werden; denn ein jeder, der sich in Zukunft mit der Baukunst der Cisterzienser beschäftigen wird, muß ihr die gebührende Beachtung schenken und darf sie nicht unberücksichtigt lassen. — Daß der Verfasser bei seiner Arbeit sich nur auf die angegebene Literatur beschränkte, dürfte umsoweniger eine Billigung finden, als eine ganze Anzahl ausgezeichnete Monographien namentlich über die Kirchen norddeutscher Cisterzienserklöster erschienen ist. Ebenso befremdet auch seine mitunter zu schwülstige Ausdrucksweise, die zur Besprechung der einfach-reinen und strengen Bauart der grauen Mönche gar nicht zu passen scheint. Leider sind unter den sonst guten Abbildungen einige nicht gelungene Aufnahmen, was auf eine ungenaue Einstellung des photographischen Apparates zurückzuführen ist. Daß nach der Ansicht des Autors der Cisterzienserorden die nichts weniger als eintönige Feldarbeit „zur Grundlage des mönchischen Tagwerks ausersehen“ haben soll (S. 1), ist eine Behauptung, die nur einem Mangel an Verständnis für den eigentlichen Ordensberuf entspringt und weiter nicht ins Gewicht fällt. Seine Erklärung über den Zweck der Vorhallen, die er als Versammlungsraum für die Arbeiterschaft der Grangien („Vorwerke der Hauptsiedlung“?) ansieht, ist unbefriedigend und nicht zutreffend, wie auch die Heranziehung des Ordo Farfensis nicht imstande ist, in diese Frage Licht zu bringen. Sie kommt im Orden auch nur vereinzelt vor und hat somit m. E. nur lokale Bedeutung und ist demgemäß zu beurteilen. Wenn Rose bei der Marienstatter Abteikirche (S. 112) das durchwegs offene Strebesystem nicht konstruktiver Kühnheit, sondern ihrem instabilen Baumaterial zuschreibt, so halte ich dies für eine gänzliche Verkennung der Tatsachen, wobei übersehen wurde, daß die architektonischen Gliederungen in Haustein (Trachyt) ausgearbeitet sind und die Füllungen nur Bruchschiefer enthalten. Sehr dankbar wäre ich dem Verfasser gewesen, wenn er (S. 103) die recht altertümlichen Vorbilder genannt hätte, worauf das Chor von Marienstatt zurückdeutet. Nach meinem Dafürhalten ist es von dem Chore zu Heisterbach viel abhängiger, als es auf den ersten Blick den Anschein hat; denn auch hier macht sich das innige Verhältnis zwischen den beiden Abteien durch seinen Einfluß geltend. In den Formen des Marienstatter Chores spricht sich nicht, wie der Verfasser behauptet, eine Rauheit als vielmehr eine gewisse Anmut und Eleganz des Gesamtbildes aus.

Um das große Interesse, dem vorliegende Arbeit begegnete, zu bekunden, habe ich vorstehende Einzelheiten herausgegriffen, und ich stehe nicht an, sie allen Kunstbessenen aufs wärmste zum Studium zu empfehlen, wenn ich mich auch, wie gesagt, ihrem Grundgedanken gegenüber mehr ablehnend verhalte.

Marienstatt.

P. Gilbert Wellstein.

---

**Handschriftliche Missalien in Steiermark.** Von Dr. Joh. Köck. Festschrift der k. k. Karl-Franzens-Universität. „Styria“, Graz 1916. (200 S.) 4.— K.

Die Festschrift hat 3 Hauptteile, wovon der erste 76 Handschriften nach Form und Inhalt ausführlich beschreibt. Das Alter und die Provenienz werden jedesmal soweit als überhaupt möglich bestimmt. Manche gehen noch ins 12. Jahrhundert zurück, ebenso finden sich solche aus dem 13. und 14. Jahrhundert; die meisten sind wohl vom Ausgang des Mittelalters. Die Jahrmühndert wechselnde Einteilung und besondere Eigentümlich-

keiten sind jeweils hervorgehoben. Die Handschriften sind nach ihren Fundstellen geordnet. Die Benediktiner- und Cisterzienserstifte Steiermarks sind würdig vertreten. Die Abhandlung wird schon gleich mit der Stiftsbibliothek in Admont eröffnet, die 8 Nummern besitzt; Stift St. Lambrecht stellt 13 oder 14; Cisterzienserstift Neuberg 4 oder 5; bei dreien ist Salzburger Ursprung notiert. Aus dem alten Chorherrnstift Seckau stammen 17, aus Vorau 15 Missalien.

Der zweite Teil bietet ausführliche Texte aus den angeführten Handschriften, nach den Teilen der Messe geordnet; außerdem solche über die Feier der Karwoche, der Prozessionen und Benediktionen, wovon die alten Missalien viel mehr enthalten als das jetzige. Die allmähliche Ausbildung der jetzigen Form hebt sich schön heraus und es zeigt sich nebenbei, daß das 14. Jahrhundert immer noch erst ein Uebergangsstadium mit noch manchen Schwankungen war. Von besonderem Werte sind hier die Beispiele aus den Votivmessen, die gar manche abergläubische Beimischungen zeigen, welche dann dem Tridentinum den Anlaß zur betreffenden Verordnung gaben. Zuletzt sind die teilweise interessanten Kalenderverse angefügt, die oft mit den Kalendarien verbunden waren.

Der dritte Teil ist ein Rückblick auf die beiden ersten Teile, eine Sichtung und Zusammenfassung des dort gebotenen Materials, wodurch die wissenschaftlichen Ergebnisse noch einmal markant in die Erscheinung treten. — Die 10 photographischen Einlagen sind glücklich gewählt und vorzüglich ausgeführt. Das historisch gründliche Werk gibt einen guten Einblick in das behandelte Handschriftenmaterial und bedeutet eine anregende Förderung der liturgiegeschichtlichen Studien.

Fuschl, Salzburg.

Dr. S. Pletzer.

**Die Cisterzienser in Dargun von 1172 – 1300.** Ein Beitrag zur mecklenburg-pommerschen Kolonialgeschichte von Albert Wiese. Kom.-Verlag E. Berg. Güstrow (Rostocker Diss.) 1912.

Dargun, d. h. „Marktflecken“, in durchweg slawischer, daher wohl auch noch heidnischer Umgebung gelegen, wurde als Kloster zunächst im Zusammenhang mit Waldemars Kriegszug nach Circipanien durch drei edle Brüder Miregrav, Kotimar und Monik am 25. Juni 1172 gegründet und von Esrom (nördlich Kopenhagen) besiedelt, das 1154 von Albastia, einer Tochterabtei von Clairvaux (1142) aus ins Leben gerufen war. Kirchliche und politische Interessen waren im Spiel. In einem Jahrzehnt entstanden damals von Doberan bis Oliva fünf Klöster, wobei sich Bischof Berno, Mönch von Amelungsborn, große Verdienste erwarb. Infolge fortwährender Kriege zwischen Pommern und Dänen konnte sich die dänische Kolonie nicht recht entwickeln und Bischof Berno mußte ihr von 26 Dörfern den Zehnt überlassen. Durch den dänisch-brandenburgischen Krieg, in dem die Dänen unterlagen, 1198 zur Flucht gezwungen, ließen sie sich in Eldena bei Greifswald nieder, um 1209 wieder nach Dargun zurückzukehren. 7. Juni 1259 kam die Paternität an Doberan und etwas früher trat das Kloster aus dem Schweriner in den Kamminer Sprengel. Kaum hatten sie wieder festen Fuß gefaßt, drangen diese unvergleichlichen Kolonisatoren gegen Nordosten (Trebel, Recknitz), Süden und Westen (Malchin, Stavenhagen, Stargard) vor und setzten sich selbst in Usedom und Hinterpommern fest. Große Freiheiten, wenigstens auf pommerschem Gebiet, förderten ihre Arbeit. Neben die Eigenwirtschaft der Grangien mußten bald Verpachtung und Lehensvergabe treten, wie die Mönche gegen ihre Regel bald auch entscheidenden Einfluß auf Besetzung von Pfarreien erlangten. Erlangte Dargun auch nie die Bedeutung Doberans, so erlaubte der blühende Wohlstand doch die Gründung einer Tochterabtei in Bukow bei